

Diskurse, Dispositive, Subjektivitäten

Eine Einführung

Saša Bosančić und Reiner Keller

Der vorliegende Band versammelt Beiträge aus unterschiedlichen Feldern und Themenstellungen, die als Umsetzungen von und Auseinandersetzung mit wissenssoziologischer Diskursforschung und angrenzenden Perspektiven gelesen werden können. Seine Beiträge konzentrieren sich auf aktuelle Fragen bzw. Analysen von Bildungsdiskursen, auf Umwelt- und Nachhaltigkeitsdiskurse sowie auf Gesundheitsdiskurse. In weiteren ebenfalls empirischen Beiträgen werden Subjektivierungen und Dispositive in ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Interventions- und Handlungsfeldern diskutiert. Neben zahlreichen interessanten Einblicken in unterschiedliche Gegenstandsbereiche und darauf bezogene Forschungsergebnisse zeigen sich insbesondere auch je spezifische Adaptionen einer wissenssoziologischen Diskursforschung entlang der Fragestellungen, interessante Weiterentwicklungen von Konzepten sowie auch theoretisch-konzeptuelle Alternativen, die sich freilich allesamt als Beiträge zu einem sich weiterhin sehr dynamisch entfaltenden Feld der sozialwissenschaftlichen Diskursforschung mit wissenssoziologischem Fokus gelesen werden können.

S. Bosančić · R. Keller (✉)
Augsburg, Deutschland
E-Mail: reiner.keller@phil.uni-augsburg.de

1 Zu den Beiträgen des Bandes

Der erste Abschnitt des Bandes thematisiert *Bildungsdiskurse* und wird von *Arne Bökers* Beitrag zur Begabtenförderung der Studienstiftung des deutschen Volkes eröffnet. Böker verschränkt die WDA mit dem Konzept der Rechtfertigungsordnungen, da die Stiftung seit ihrem Bestehen für die Reproduktion sozialer Ungleichheiten kritisiert und damit einem permanenten „Rechtfertigungszwang“ ausgesetzt sei. Die darauf reagierende diskursive Strategie der Stiftung bestünde darin, sich als Heterotopie zu inszenieren, d.h. als einen „Gegenort zur reglementierten und selektionsscheuen Massenuniversität, die vor allem (unter-)durchschnittliche Studierende versammelt“ (S. 26), wie Böker aus den öffentlichen Dokumenten der Stiftung rekonstruiert. Konkret materialisiere sich diese Heterotopie z.B. an den Sommerakademien der Stiftung, in denen die Studierenden in kleinen Gruppen an „abgelegenen Orten“ mit Dozierenden im „eigentlichen Universitätssinn“ arbeiten könnten, so die Selbstdarstellung der Stiftung. Doch wer davon ausgeschlossen bleibe und ob die Geförderten dies als Heterotopie erlebten, sei ebenso kritisch zu betrachten wie die Frage nach möglichen heterotopischen Gegenorten zur Stiftung.

Susann Hofbauer untersucht in ihrer Fallstudie in einem Vergleich britischer und deutscher Fachzeitschriften der Erziehungswissenschaft, wie darin das Wissen von Lehrkräften in Abbildungen und Modellen visualisiert wird. Sie fokussiert dabei Visualisierungen, die unter anderem die pädagogische Handlungspraxis oder auch die Entwicklung von Lernzielen zum Gegenstand haben. Hofbauer diskutiert dazu zunächst unterschiedliche Ansätze zur Erforschung von Visualisierungen und verknüpft für Ihre Arbeit diskursanalytische Überlegungen mit Knorr-Cetinas Konzept des Viskurses. Obwohl die empirische Analyse längerer Zeiträume keine quantitative Zunahme oder gar eine Dominanz von Visualisierungen zeigt, so lässt sich doch feststellen, dass diese als „objektivierende Diskursformation“ fungieren, die den Fokus auf „zeigbare Problemlagen einer wissenschaftlichen Disziplin“ (S. 49) verschieben. Ein wesentlicher Unterschied im Ländervergleich offenbare zudem, dass die Erziehungswissenschaft in Deutschland klar von der Unterrichtspraxis getrennt ist und erstere die Deutungshoheit über letztere beansprucht. Diese Unterscheidung ist in der britischen Tradition des „teacher research“ dagegen nicht in dem Maße gegeben, was sich auch in den Visualisierungen zeige: In den deutschen Zeitschriften dominieren einseitig gerichtete Pfeile und klar unterschiedene Kategorien, in den britischen Modelle dagegen differenzierte und sich überlappenden Verweisungszusammenhänge, die im Gegensatz zu den deutschen Zeitschriften Wissenschaft *und* Praxis als wissensproduzierende Instanzen konstituieren.

Im dritten Beitrag widmet sich *Dörthe Uphoff* von der Universidade de São Paulo dem schulischen Fremdsprachenunterricht in Brasilien. In der Analyse der curricularen Richtlinien und der offiziellen Dokumente von Schulbehörden steht vor allem die Frage im Mittelpunkt, wie Fremdsprachenunterricht an öffentlichen Schulen legitimiert wird. Dabei lassen sich pragmatische und erzieherische Deutungsmuster rekonstruieren. Erstere rekurren zu einem auf Nützlichkeitsabwägungen und Anwendungsnotwendigkeiten beim Aneignen von weltweiten Wissensbeständen; zum anderen sind Verweise auf die wirtschaftliche Globalisierung als Rechtfertigung sehr prominent vertreten. Das erzieherische Deutungsmuster dagegen rückt die Ausbildung „interkultureller Kompetenz“ im Zuge des Fremdsprachenunterrichts auf zweifache Weise in den Vordergrund: zum einen als allgemeine pädagogische „Erweiterung der kulturellen Horizonte“, zum anderen wird mit der Fremdsprachenkompetenz auch die Fähigkeit in Verbindung gebracht, die eigenen kulturellen Traditionen besser reflektieren zu können, womit die „aktive Bürgerschaft“ der Schülerinnen und Schüler gefördert werden solle. Abschließend erfolgt eine kritische Reflektion der ungleichen Bedingungen des Fremdspracherwerbs in Brasilien.

Der nächste Abschnitt versammelt Analysen von *Umwelt- und Nachhaltigkeitsdiskursen*. *Markus Kurth* und *Markus Leibenath* untersuchen in diesem Kontext auftauchende ökonomische Argumentationen im deutschsprachigen Raum. Dazu wurden Dokumentanalysen und Experteninterviews zur wissenschaftlich-politischen Initiative „Naturkapital Deutschland“ durchgeführt. Im Anschluss an die Hegemonietheorie von Laclau und Mouffe liegt der Fokus dieser Analyse insbesondere auf konkurrierenden Diskursen sowie darin auftauchenden Widersprüchen und Brüchen. Die Kernargumentation der untersuchten Initiative, so ein Ergebnis, bestehe dabei in einer Absetzung von der betriebswirtschaftlichen Perspektive, in der Umweltbelange vor allem als Kostenfaktoren und „Investitionshemmnisse“ auftauchen. Demgegenüber gehe es um eine breitere Perspektive auf „Naturkapital“, die bspw. die gesellschaftlichen Kosten von Umweltzerstörung in den Vordergrund rücke. Widersprüche finden sich in den Argumentationen wenn einerseits die fehlende Nachhaltigkeit der gegenwärtigen Konsum- und Wirtschaftsweise kritisiert werde, andererseits jedoch grundsätzliche Kritik an diesem Modell als „ideologisch“ gilt. Konkurrierende Diskurse warnen dagegen vor einer weitergehenden „Ökonomisierung der Natur“, da dies das notwendige politische Handeln zu untergraben drohe. Im Fazit wird schließlich diskutiert, wie mit derart widersprüchlichen Ergebnissen umgegangen werden kann und ob bzw. welche Rolle den Forschenden in diesen Debatten zukommt, zu deren Akteuren sie durch ihren Beitrag werden können.

Steffen Hamburgs Beitrag „Know your Lifestyle“ untersucht, wie KonsumentInnen als handlungsmächtige Subjekte einer sozial-ökologischen Transformation diskursiv konstituiert werden. Dazu werden Diskurse und Dispositive zum nachhaltigen Konsum empirisch untersucht, die individuelle Kaufentscheidungen und Konsumpraktiken in den Fokus rücken. Dabei eröffnet Hamburg Perspektiven jenseits der klassischen ideologiekritischen Position, die nachhaltigen Konsum stets als systemaffirmative Haltung entlarve und ihr Aufklärungspotential damit letztlich auch in dieser Kritik erschöpfe. Dagegen könne eine empirisch offene Herangehensweise auch mögliche schöpferische Potentiale nachhaltiger Subjektivierungsweisen aufzeigen. In den ausführlich geschilderten und rekonstruierten Fällen lasse sich eine „Instituierung eines neuen Sichtbarkeitsregimes“ ebenso feststellen wie „die Normalisierung einer Ethik der Sorge um sich und die Welt, die Entgrenzung des Pädagogischen sowie die Individualisierung von Verantwortung“ (S. 110). Als zentrales Ergebnis stellt Hamburg demnach fest, dass diese diskursiven Konstruktionen sich als emanzipatorische Selbst-Ermächtigung und moralisierende Selbst-Disziplinierung verstehen lassen, die sich nicht ausschließen, sondern als zwei Dimensionen der Subjektanrufung aufeinander verweisen.

Mareike Zobel widmet sich dann ebenfalls nachhaltigen und umweltgerechten Lebensweisen. Sie untersucht empirisch, wie Subjektkulturen in Dokumentarfilmen als Mittel zu Erreichung utopischer und alternativer Zukünfte verhandelt werden. Konzeptuell verknüpft Zobel den methodologischen Rahmen der WDA mit Konzepten und Methoden aus den Film Studies. Das Genre ihrer Untersuchung versteht Zobel als eine Art „eco-cinema“, das sozio-kulturelles Wissen sowohl reproduziere als auch konstituiere. Dabei werden etwa der „green entrepreneur“, der „Do-It-Yourself-Recycler“ oder der „urban gardener“ anhand von konkreten ProtagonistenInnen und Projekten als Modellsubjekte in den Dokumentarfilmen inszeniert, deren nachhaltige Modellpraktiken zeigen, wie das eigene Selbst „fit for the future“ gemacht werden könne. Mit ihrer Arbeit entwirft Zobel auch einen konzeptuellen Rahmen für die WDA-basierte Analyse von Filmen als Datenmaterial, die es bei entsprechend fokussierter Zugangsweise bereits mit kleinen Samples ermöglicht, weitergehende Kontextualisierungen der Ergebnisse zu vollziehen.

Im nächsten Abschnitt befassen sich drei Beiträge mit Diskursen zu Krankheit und Tod. *Sebastian Kleele*, *Marion Müller* und *Kerstin Dressel* untersuchen im ersten Beitrag die Berichterstattung zum Thema Hantaviren. Konkret geht es dabei um die Frage, wie individuelle Risikopotentiale bewertet werden und welche Handlungsstrategien davon ausgehend diskursiv konstruiert werden. Das Forschungsvorhaben, das Teil eines Projekts zur Verbesserung der öffentlichen

Gesundheit ist, beschränkt sich nicht lediglich auf die Analyse der Berichterstattung, sondern zielt auch darauf, konkrete Möglichkeiten aufzuzeigen, wie sich Kommunikationsstrategien im Hinblick auf die Sensibilisierung für und den Umgang mit Risiken optimieren lassen. Die empirische Untersuchung der Risikokommunikation und Risikowahrnehmung zeigt dabei, dass eine dramatisierende Darstellungsweise in den untersuchten Medien „hohes Potenzial zur Verunsicherung der RezipientInnen“ (S. 146) aufweise, was dadurch verstärkt wird, dass das „Virus als Täter“ und „die RezipientInnen als Opfer (...) ohne eigene Handlungsmöglichkeit“ (S. 147) dargestellt werden. Kritisch wird zudem festgestellt, dass die daraus abgeleiteten individuellen Schutz- und Präventionsmöglichkeiten eher eine „diffuse Aufzählung unterschiedlichster Situationen“ (S. 149) darstellen, in denen eine Ansteckung erfolgen kann, als dass eine klare Handlungsstrategie aufgezeigt werde, die die medizinischen Zusammenhänge verdeutliche.

Im Anschluss stellt *Katharina F. Gallant* ihre Analyse der Einträge auf der social-media-Plattform Facebook von Menschen vor, die aufgrund von unheilbaren Krankheiten kurz vor ihrem Tod stehen. Während sich die bisherige Forschung in diesem Bereich vor allem mit Gruppen befasst, die Erinnerungseiten an Verstorbene nutzen oder die sich mit den ontologischen und ethischen Dimensionen des Umgangs mit den digitalen Hinterlassenschaften von Verstorbenen beschäftigen, gibt es kaum oder keine Studien zur „social representation of death on the part of the dying individual“ (S. 156). Zur Schließung dieser Forschungslücke werden im Anschluss an die WDA die letzten Einträge von 25 Menschen untersucht. In einem zentralen Ergebnis der Untersuchung stellt Gallant heraus, dass den Sterbenden ein hoher Grad an Agency im Hinblick auf die Inszenierung des eigenen Ablebens zukommt und durch die potenzielle Erreichbarkeit ein großer Kreis von Menschen aktiviert werden kann, der sowohl Unterstützung für die Sterbenden als auch für die Angehörigen bieten kann. Die größere Sichtbarkeit des Sterbens durch die sozialen Netzwerke kann ebenso dazu führen, dass sich neue Formen und Rituale des Umgangs mit dem Sterben etablieren, die Tod in Gesellschaften, die diesen eher tabuisieren, stärker als alltägliches Phänomen zu integrieren vermögen.

Der letzte Beitrag des Abschnitts befasst sich dem Erfahrungsaustausch von Darmkrebsbetroffenen in Onlineforen. Konzeptuell verknüpfen *Eckart Seilacher*, *Marius Mainz* und *Matthias Zündel* dazu leibphänomenologische mit narrativen diskursanalytischen Perspektiven und gehen davon aus, dass Erfahrungen der Betroffenen „in ihrer vorsprachlichen Leiblichkeit“ den „Hintergrund ihrer Erfahrungsberichte“ (S. 178) bilden und Narrationen ein Modus sind, diese Erfahrungen sozial zu verhandeln. Im Anschluss an Viehövers Überlegungen

zur Analyse diskursiver Narrationen und der von ihm vorgeschlagenen heuristischen Konzepte (z.B. Aktanten und Emplotment) wird eine empirische Analyse durchgeführt und als zentrales Ergebnis aufgezeigt, wie sich die Betroffenen als HeldInnen ihrer Geschichte autonome Ziele setzen und in den Foren der „gemeinsame individuelle Kampf der Helden“ als zentrales Motiv fungiert, bei dem sich die Betroffenen „gegenseitig immer wieder anfeuern und Kraft senden“ (S. 186). Aus leibphänomenologischer Perspektive dienen diese Austauschprozesse in den Foren jedoch nicht nur zur Darstellung von Erlebtem, vielmehr seien sie immer auch als Selbstverständigungsprozesse zu begreifen, bei denen sich die Betroffenen vermittelt über Ihre Erzählungen permanent selbst neu verorten.

In dem vier Beiträge umfassenden Abschnitt *Diskurse und Subjektivitäten* entwirft *Folke Brodersen* im ersten Beitrag eine Heuristik zur interviewbasierten Analyse von Affekten in der empirischen Subjektivierungsforschung. Brodersen formuliert dabei die doppelte Herausforderung, einerseits affekttheoretische Perspektiven mit narrativen Interviews und andererseits das „konstitutive Spannungsfeld zwischen dem affektiven Erleben und der diskursiven Repräsentation“ (S. 196) methodologisch und methodisch zu verknüpfen. Da sich Affekte im Gegensatz zu Emotionen einer Diskursivierung oder sprachlichen Repräsentation entziehen, wie ein Minimalkonsens in den Debatten im Anschluss an den sog. affective turn lautet, schlägt Brodersen vor, die subjektivierenden Anführungszeichen unten einfügen Effekte der Affekte (S. 208) in den Blick zu nehmen. Das heißt, davon abzusehen, die ohnehin nicht bestimmbar Affekte genau zu benennen, sondern empirisch zu rekonstruieren, wie die Interviewten bestimmte Intensitäten, unspezifische Stimmungen oder innere Zustände in ihren Selbstdarstellungen zu verbalisieren oder zu explizieren versuchen und welche diskursiven Anschlüsse dabei sichtbar werden. Anschließend zeigt Brodersen anhand eines Interviewauszugs auf, wie diese konzeptuellen Vorschläge umgesetzt und Affekte im subjektivierenden Zusammenspiel von narrativen Selbsteutungen und diskursiven Bezügen als „ephemere, mehrdeutige und unsagbare Intensitäten“ (S. 209) rekonstruierbar werden.

Maria Pohn-Lauggas geht im folgenden Beitrag auf die Verschiebungen der „Grenzen des Sagbaren“ ein, die sich in den Diskursen zu den sog. Trümmerfrauen in Österreich vollziehen, in denen zentral die Opferrolle und Mittäterschaft Österreichs an den Verbrechen des Nationalsozialismus verhandelt werden. Im Fokus steht die Frage, von welchen Sprechpositionen aus diese Diskurse konstituiert werden und welche wechselseitigen Einflüsse zwischen verschiedenen Diskurspositionen erfolgen. Pohn-Lauggas zeigt dabei die zentrale Verantwortung wissenschaftlicher Spezialdiskurse an der nationalen Opferkonstruktion

Österreichs auf, wobei der Opfer-Begriff im Hinblick auf Frauen zunächst ausschließlich für die Opfer des Nationalsozialismus verwendet wurde. Täterinnen wurden dagegen nicht thematisiert. In den von Pohn-Lauggas untersuchten parlamentarischen Debatten der 2000er Jahre zeigt sich eine Verschiebung des Sagbarkeitsraumes, da nun auch nicht-verfolgte Frauen als NS-Opfer und Opfer des Krieges gelten, die insbesondere im Nachkriegsösterreich als „Trümmerfrauen“ weitere Opfer erbringen mussten. Dieser vergeschlechtliche Opferdiskurs konstituierte Frauen und insbesondere Mütter zu heroisierten Opfern, während Frauen als Täterinnen in dem untersuchten politischen Diskursfeld weiterhin im „Bereich des Nicht-Sagbaren“ verbleiben.

Historische Diskurse bilden auch im nächsten Beitrag von *Anno B. Dederichs* einen zentralen Bezugspunkt. Hier geht es um Wirtschaftskooperationen zwischen Deutschland und China, im Rahmen derer Auslandsentsendungen von Angestellten, der sog. Expatriates, erfolgen. Ziel der Untersuchung ist es, auf der Datengrundlage von Interviews mit deutschen Expatriates in China Bezüge auf Diskurse und dominante Deutungsmuster herauszuarbeiten. Dazu verknüpft Dederichs die Situationsanalyse von Clarke mit dem Deutungsmusterkonzept der WDA. In den Ergebnissen wird festgehalten, dass die Entsendenarrative und die Konstruktionen kultureller Differenz in einem Spannungsfeld ambivalenter Diskurse verortet sein können. Einerseits erfolgen positive Bezugnahmen auf Vielfalt, die die Deutungsmuster aus dem unternehmerischen Diversity-Management reproduzieren. Trotz des bestehenden „Gleichwertigkeitsimperativs“ werden andererseits im Hinblick auf die Arbeitsweise der chinesischen KollegInnen auch kulturelle Differenzen essenzialisiert und defizitäre kulturalistische Deutungsmuster reproduziert. Diese Deutungsmuster weisen Kontinuitäten zu den Differenzbeschreibungen im deutschsprachigen Kolonialdiskurs über China auf, so ein zentrales Ergebnis, auch wenn die interviewten Expatriates „rassistische Formulierungen, rassistische Unterscheidungen und biodeterministische Argumentationen vermeiden“ (S. 245).

Der vierte Beitrag des Abschnitts befasst sich mit Menschen, die mit der Subjektposition des „Autisten“ bzw. der "Autistin" adressiert werden. *Yannick Zobels* empirische Untersuchung von Schulratgebern zu dieser Thematik fokussiert die Frage, welche Vorstellungen von schulischer Inklusion durch diese diskursiven Konstruktionen von Menschen mit Behinderung befördert oder verhindert werden. Zobel befasst sich nicht nur mit den Fremdzuschreibungen, sondern trägt der „ausgeprägten Selbstvertretungskultur“ der Menschen Rechnung, die als „autistisch“ diagnostiziert werden. Dies geschieht jedoch auf einem Umweg, der sich auf ein Spezifikum der Ratgeber bezieht, die Selbstäußerungen diagnostizierter Menschen aus Blogs und Publikationen aufnehmen und diese mit medizinischem

und pädagogischem Wissen rahmen. Der Beitrag beschäftigt sich daran anschließend auch mit methodischen und methodologischen Fragen, die eine derartige, nicht unproblematische Analyse der Re-Integration von Selbstäußerungen in die Ratgeber aufwirft: Diese re-integrierten Äußerungen lieferten zwar Hinweise auf die Aneignungsweisen von Subjektpositionen und damit auf Subjektivierungsprozesse, jedoch können diese weder einfach als machtvolle Rückwirkungen auf Diskurse gewertet werden noch sind damit Rückschlüsse auf die Handlungsmacht und Agency der adressierten Gruppe ohne weiteres möglich. Die ambivalente Stellung der Selbstäußerungen zeigt sich dann auch in den Ergebnissen der Studie. So geben die RatgeberautorInnen etwa vor, empathisch die Perspektive der Diagnostizierten verstehen zu wollen und damit den „Betroffenen“ eine Stimme zu verleihen, letztlich zeige sich jedoch, dass dabei die problematisierte Subjektposition des „autistischen Menschen“ mit den stereotypen Zuschreibungen wie „Verhaltensauffälligkeiten, soziale Schwierigkeiten und eingeschränkte Leistungsfähigkeit“ (S. 260) reproduziert werden. Damit werde trotz aller Normalisierungsbemühungen ein „klares Machtgefälle zwischen Normalität und Andersartigkeit“ (S. 262) aufrechterhalten. Das werde auch daran deutlich, dass im Hinblick auf Inklusion der Fokus auf die als defizitär wahrgenommen und diagnostizierten Individuen gelegt, und im Anschluss gefragt werde, wie sich diese den Normen bzw. der herrschenden Normalität anpassen könnten. Aus dem Blick geraten dabei die Fragen nach den notwendigen strukturellen Veränderungen, die Menschen mit Behinderung eine vollwertige gesellschaftliche und schulische Teilhabe erst möglich machen würden.

Die Beiträge im letzten Themenblock beschäftigen sich mit *Dispositiven und Diskursivierungen von Räumen*. In diesem Kontext nimmt *Simon Egbert* das sogenannte Predictive Policing in den Blick, eine spezifische Praktik der Polizeiarbeit, bei der es um die softwaregestützte Vorhersage zukünftiger Straftaten geht. Dabei begreift Egbert diese Form der Polizeiarbeit einerseits als ein diskursives Phänomen, das einhergeht mit Heilsversprechen und zugleich mit totalitären Dystopien in Verbindung gebracht wird. Andererseits sind diese diskursiven Konstruktionen untrennbar mit technisch-materialen Arrangements verknüpft, weswegen Egbert eine „zugespitzt(e) Variante“ der WDA konzipiert, die sowohl ein „multimodales Diskursverständnis“ als auch die „soziotechnischen Verwicklungen und die daraus entstehenden Wissensdynamiken“ (S. 275) fokussiere. So fasst er das untersuchte Phänomen als multimodales Dispositiv und rekonstruiert die Verflechtungen des Predictive Policing auf mehreren Ebenen: als ein diskursives Phänomen, in dem einerseits Notwendigkeiten des Einsatzes durch unterschiedliche soziale Akteure befürwortet oder abgelehnt werden; als prozessuales Phänomen der Erstellung unterschiedlicher Prognosen; und schließlich als materiales und sozio-technisches

Phänomen mit einer Algorithmus-basierten Prognosesoftware, die als „scripted technology“ zum „Diskuraktant“ wird. Damit zeigt Egbert die wechselseitigen Einflussverhältnisse im Feld, da zum einen diskursive Wissensdynamiken den Einsatz und die Wahrnehmung bestimmter Technologien rahmen, zum anderen jedoch auch die technisch-materialen Arrangements machtvolle Effekte auf die diskursiven Wissens- und Aushandlungsprozesse entfalten.

Jochen Kibel beschließt mit seinem Beitrag über die konflikthaftern Debatten zur Instandsetzung des Neuen Museums in Berlin den Band. Er schließt für seine WDA-basierte empirische Untersuchung der Diskurse konzeptuell an den relationalen Raumbegriff von Löw an, um das Wechselspiel zwischen architektonischer und diskursiver „Verräumlichung“ des Museums zu fokussieren. Mit dieser Perspektive kann Kibel in der Folge rekonstruieren, dass sich die Positionen in der Debatte auf der „semantischen Oberfläche der Diskurse“ (S. 292) kaum unterscheiden, da sowohl die Begriffe als auch die Wertbezüge große Ähnlichkeiten aufweisen. Erst der Fokus auf die räumlichen Formationsregeln zeige jedoch, dass es sich um konkurrierende Deutungen im Feld handle: so fordern einige AkteurInnen eine „originalgetreue Rekonstruktion“, da nur auf diese Weise die Identität des Museums zu erhalten sei, während andere argumentieren, dass nur eine „ergänzende Wiederherstellung“, die die wechselvolle Geschichte berücksichtige, dem „wahren“ Geist des Gebäudes gerecht werde. Kibel argumentiert schließlich, dass die Forderungen nach der originalgetreuen Rekonstruktion eine gedächtnispolitische Strategie darstellen, die Ähnlichkeiten zu der Vielzahl eher politisch rechts oder konservativ verorteter weltweiter Identitätsdiskurse der Gegenwart aufweise.

2 Ausblick

Wie die Beiträge zu diesem und auch zu früheren Bänden mit forschungspraktischen Anwendungen der Wissenssoziologischen Diskursanalyse erneut deutlich machen, sind es vor allem empirische Gegenstände und daran erprobte Fragestellungen, Konzepte und Analysen, welche zur Weiterentwicklung einer wissenssoziologisch orientierten Diskursforschung (und natürlich auch anderer Ansätze der Diskursanalyse) genutzt werden können. Das zeigt sich vielleicht nirgends so deutlich, wie in öffentlichen und Spezial-Diskursen, welche die Entfaltung der Corona-Pandemie ausgedeutet haben und auch weiterhin ausdeuten – die ihrerseits die Erstellung des vorliegenden Bandes begleitete. Dabei wurden in bislang kaum so ausgeführter Deutlichkeit gesellschaftliche Wissensverhältnisse, Wissenspolitiken und Macht/Wissen-Dispositive in ihrer Struktur-

und Prozessdynamik, in ihrer Konflikthaftigkeit und in ihren Wahrheitsansprüchen – also all das, worum es der Wissenssoziologischen Diskursanalyse von Beginn an im Kern geht – zum Gegenstand öffentlicher und gesellschaftlicher Reflexion. Nicht nur die populistische Streuung von falschen Nachrichten und falschen ‚Wahrheiten‘, die historisch sicherlich nicht so neu ist, wie das journalistisch und gesellschaftlich-politisch unterstellt wird, gerät damit zur Herausforderung diskursanalytischer Bearbeitung – einer Bearbeitung, die darüber reflektieren muss, inwiefern das in sie eingebaute Programm der Rekonstruktion der gesellschaftlichen *Kontingenzpolitiken der Wahrheit* (gerade auch im Hinblick auf ‚ausgeschlossene Stimmen‘) auch ‚falsche Freunde‘ auf den Plan rufen mag: Wie stellt sich die Diskursanalyse der Frage der Wahrheit, wo sie historisch im Anschluss an Foucault doch gerade eine Problematisierung von historisch situier-ten Wahrheiten zum Programm nahm? Doch auch in einer zweiten Hinsicht bietet die Corona-Krise einen Gegenstand par excellence zur Untersuchung von gesellschaftlichen Wissensprozessen. Wenn irgendwo aktuelle Wissensproduktion und -zirkulation, Wissensverhältnisse und -politiken, gesellschaftliche Selbstreflexivität in kaum gekanntem Ausmaß medial sichtbar werden, dann im Bereich des ‚Corona-Wissens‘ und der entsprechenden Diskussionen, in denen praktisches Wissen der gesundheitlichen Anwendungsfelder mit medizinischem bzw. wissenschaftlichem Wissen unterschiedlichster Couleur, ökonomischen und sozialwissenschaftlichen Expertisen, Verschwörungstheorien und vieles andere mehr aufeinander treffen.

Wir sehen gegenwärtig eine zweite große Herausforderung an die Diskursforschung, die wir hier abschließend nur kurz andeuten können. Sie resultiert aus dem Erstarken autoritärer Regime sowie religiös-fundamentalistischer, rechts-populistischer oder identitätspolitischer Bewegungen. Es handelt sich dabei in unterschiedlicher Weise um Zugriffe auf und Einhegungen von Diskursprozessen – zumindest um den Versuch entsprechender Interventionen. Das betrifft gewiss das Selbstverständnis von Diskursanalysen im innersten Kern. Insofern sich Diskursforschungen im Allgemeinen und gerade auch im Anschluss an Foucault in Differenz zu Ideologiekritiken, zu marxistischen Determinationsannahmen und zur Ideengeschichte positioniert haben, stellt sich die Frage, ob sie nicht einem impliziten Trugbild der ‚freien Selbstentfaltung des Diskursiven‘ gefolgt sind. Zweifellos hatte Foucault Diskurse als Machtspiele und Konflikte zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Wissensprozessierungen und vielleicht auch Interessen in den Blick genommen (obwohl letzteres von ihm selten expliziert wird). Doch zeigt ein kurzer Blick auf seine konzeptuellen Überlegungen zur Ordnung der Diskurse, dass diese im Wesentlichen immanent gedacht werden, als Kommentar, Disziplinbildung, oder Autorenschaft. Schon hier wäre

einzuhaben, inwiefern nicht die neuen Medienwelten, in denen wir leben, deutliche Verschiebungen erzeugt haben. Doch mehr noch stellt sich die Frage nach der Rolle von tatsächlicher Gewaltdrohung und physischer Gewaltausübung, nach dem Einsperren, dem zum Verstummenbringen, dem nicht sprechen lassen wollen, bis hin zur Tötung derjenigen, die man nicht zur Äußerung kommen lassen will. Welche Rolle spielen Strategien der Herrschaftssicherung, der Diskurskontrolle, der Verhinderung von Artikulationen, der Verletzung von Gefühlen in diesen historisch ebenfalls nicht komplett neuen Politiken der Einhegung von Diskursen?

Die entsprechenden Fragen sind von hoher Aktualität für jede Perspektive der Diskursforschung. Im Abschlussvortrag zur letzten Augsburger Tagung im März 2019 hatte einer der Verfasser (Reiner Keller) auf diese Thematik des Verhältnisses von Diskurs und Gewalt als Herausforderung an die Diskursforschung hingewiesen.¹ Darauf folgte die Frage aus dem Publikum, ob sich hier eine kritische Wende der wissenssoziologischen Diskursforschung abzeichne. Das würden wir nicht so sehen. Die in der WDA konzipierte Analyse von Wissensverhältnissen und Wissenspolitiken, kurz: von Macht/Wissen-Regimen, deren Grundlagen und Folgen, ist immer schon als Machtanalytik im Sinne Foucaults angelegt. Ihre ‚Kritikalität‘ ergibt sich, wie bei allen Theorie- und Forschungsprogrammen, weniger aus dem Label des Kritischen oder der expliziten Nutzung eines Konzeptes von Kritik, sondern aus dem kritischen Gebrauch, der in ihrer Anwendungspraxis hergestellt wird.

Damit sind nun freilich Fragen angesprochen, die über den vorliegenden Band hinausweisen. Sie hier aufzunehmen, war uns dennoch wichtig, um anzudeuten, wo wir (unter anderem) weiteren Diskussionsbedarf in der sozialwissenschaftlichen Diskursforschung sehen.

Saša Bosančić und Reiner Keller,
Augsburg, im Januar 2021

Saša Bosančić, war akademischer Oberrat a.Z. am Lehrstuhl für Soziologie der Universität Augsburg und Mitherausgeber der Zeitschrift für Diskursforschung. Arbeitsschwerpunkte: Interpretative Subjektivierungsanalyse, Qualitative Methoden, Wissenssoziologie und Soziale Ungleichheit.

¹ Vortrag „Diskurs und Gewalt“ auf der Tagung *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit IV*, Universität Augsburg, März 2019 (basierend auf einem Vortrag beim *International Congress of Qualitative Inquiry*, University of Illinois, Urbana-Champaign im Mai 2018).

Reiner Keller, Lehrstuhlinhaber für Allgemeine Soziologie an der Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Augsburg. Arbeitsschwerpunkte: Diskursforschung, Wissens- und Kultursoziologie, soziologische Theorie, interpretative Methoden, gesellschaftliche Naturverhältnisse.